

CHRISTIAN SCHÜTZ: *Verborgenheit Gottes*. Martin Bubers Werk — Eine Gesamtdarstellung. Zürich 1975. Verlag Benziger. 493 Seiten.

WILHELM MAAS: *Unveränderlichkeit Gottes*. Zum Verhältnis von griechisch-philosophischer und christlicher Gotteslehre. Paderborn 1974. Verlag Schöningh. 211 Seiten.

JOSEF HOCHSTAFFL: *Negative Theologie*. Ein Versuch zur Vermittlung des patristischen Begriffs. München 1976. Kösel-Verlag. 272 Seiten.

Man wird, bei aller angesichts eines so vielschichtigen und weitgreifenden Werkes von wahrhaft säkularer Gestalt, wie es das von *Martin Buber* nun einmal darstellt, gebotenen Zurückhaltung nach einer eingehenden Lektüre der umfangreichen Untersuchung von *C. Schütz* dem Urteil von *E. Biser* zustimmen dürfen, demzufolge »die von Schütz vorgelegte Studie als die umfassendste, verlässlichste und eindringlichste Darstellung der Buberschen Gedankenwelt« gelten darf, die uns bislang zur Verfügung steht. — Wenn mir hier ein Wort sehr hohen Lobes und ebensolcher Anerkennung als geradezu dringlich geboten erscheint, dann geschieht dies freilich unter der bewussten Voraussetzung, dass ein Werk — und erst recht ein Lebenswerk und dazu eines von säkularer Bedeutsamkeit — wohl stets »systematisiert« wird und dies wahrscheinlich auch werden muss, soll es unter einer leitenden Titulatur vorgestellt werden. Dass diese leitende Titulatur hier als »Verborgenheit Gottes« deklariert wird, ist eine Entscheidung, die, nach strenger Massgabe für eine geisteswissenschaftliche Darstellung und Interpretation, sinnvoll ausweisbar und belegbar sein muss: und zwar aus dem Werk dessen, um den es dabei geht — als Denker und Autor. Es kann nicht weniger, es darf füglicherweise aber auch nicht mehr verlangt werden. Der Verfasser der vorliegenden Studie genügt *diesem* Anspruch in denkbar guter (und zuweilen vielleicht sogar bester) Weise: mehr lässt sich kaum sagen, aber das darf und muss gesagt werden. Dass damit *auch* Grenzen angezeigt sind — offene Grenzen selbstverständlich —, das wird dem Verfasser, über dessen einfühlsame Intensität angesichts eines schier unüberschaubar weiten Lebenswerks man nur staunen kann, selbst gewiss und deutlich genug vor Augen stehen, so dass er Hinweise von anderer (wie z. B. unserer) Seite wohl nicht benötigt. Gemessen an der in der *Darstellung* erreichten Höhe der Studie wird man m. E. im VI. Teil (»Kritische Rechenschaft«, S. 393 f.) des Unternehmens mindestens zuweilen die Notwendigkeit eines kritischen Dialogs mit dem Verfasser in einer greifbaren Nähe sehen: konsequent bezieht sich (nach meiner Auffassung) dieser Dialog nicht auf die sich ausweisende Darlegung *Bubers* (hier gilt, was oben gesagt wurde, weiterhin uneingeschränkt), sondern auf *manche* der kritischen Gegenansätze bzw. -fragen, die der Verfasser an die Adresse des Werkes von *Buber* richtet. Manches »erledigt« sich denn auch im Grunde und bei Licht besehen durch die gute Dialogführung des Verfassers wie von selbst (vgl. die Diskussion um die »Geschichtslosigkeit«, S. 409 ff.) oder durch Klärungen, die schon in den vorausgehenden Teilen gegeben wurden. Selbstverständlich kann man an den Konzepten und den Gedankenführungen selbst des grössten Denkers »Korrekturen« anbringen: den seitens des Verfassers zuweilen im Blick auf die Entwürfe *Bubers* gebrauchten Ausdruck »Fehler« würde ich allerdings nicht für entsprechend halten. So ist z. B. »Geschichtlichkeit« — wie dies moderne Erkenntnisse zur Genüge deutlich werden lassen — nicht nur nach Begriff und Sache eine äusserst vielschichtige Angelegenheit; sie kann offensicht-

lich auch in verschiedenen Weisen rezipiert und (wiederrum) wissenschaftlich angegangen werden (wobei mir selbst nicht jeder Modus gleichermaßen geeignet, zur Bewältigung jeder Aufgabe ebenso verwendungsfähig, zur Darstellung bestimmter Sachverhalte genauso gültig erscheinen wird als eben ein anderer. Nur: »falsch« ist hier noch lange nicht alles, was in dieser oder jener Hinsicht als nicht hinreichend erscheinen kann). Schliesslich: wenn seitens des Verfassers — unter Berufung auf *H. U. v. Balthasar* — »auf gewisse praktische Inkonssequenzen, die sich mit dem Tenor theoretischer Überlegungen nicht decken, aufmerksam gemacht« wird (S. 436), so wird wohl dem Verfasser wie dem genannten theologischen Lehrer, den ich sehr wohl zu schätzen weiss, klar sein, dass hier die schwerere Hypothek auf Seiten des Christentums lastet: übrigens sehr ähnlich der Problematik der »Geschichtslosigkeit« — könnte man doch im Raum des Christentums äusserst beruhigt sein, wäre die dort immer noch so vielfältig nachwirkende »Geschichtslosigkeit« nur in dem von *Schütz* bei *Buber* angezeigten Sinn problematisch! — Diese Hinweise mit etwas kritischem Frageeinschlag ändern nichts an dem, was schon zu Eingang über dieses weittragende Werk der *Buber*-Darstellung und *Buber*-Interpretation geäussert wurde. Der Dank an den Autor soll auch am Ende noch einmal hervortreten!

Die soeben (wieder einmal) aufgeworfene »Geschichtlichkeit« ist denn auch ein Kernstück der Verhandlung — und wohl noch mehr des Hintergrundes — einer tiefen Problematik, mit der sich ein anderes ausgezeichnetes Werk beschäftigt: *W. Maas* mit seiner Monographie »Unveränderlichkeit Gottes«. Neben zahlreichen anderen Ergebnissen, welche diese Studie zu zeitigen vermag (und die ein Rezensent nicht in ein Werte-Schema theologischer Bedeutsamkeit einzuordnen hat), scheint mir besonders wichtig, dass *Maas* auf einem methodisch klaren Weg zur Erhellung der Zusammenhänge gelangt, welche für das in der Neuzeit unserer Geschichte (und gerade jener der Theologie) so folgenreiche Verständnis eines »unveränderlichen« Gottes von der Geschichte der antiken Philosophie her leitend waren und (weithin noch) sind. Dabei kann er aufweisen, dass nicht die ständig bemühten Stellen der Heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments (Exodus 3, 14; Psalm 102, 28; Malachia 3, 6; Jakobus 1, 17) es sind, welche ein ganz bestimmtes Verständnis der Unveränderlichkeit Gottes verlangen und deshalb in der abendländischen Theologiegeschichte durchsetzen, sondern dass es letztlich griechisch-philosophische Spekulation über die Natur des Kosmos ist, welche mit Hilfe von Mathematik und Geometrie zu einer »Lehre« und einem Verständnis des Kosmos gelangt, die dann in der konsequenten Folge eine dementsprechende *Gotteslehre* geradezu herbeizwingen. Jedoch ist, wie die Darlegung von *Maas* überzeugend aufweist, das nur ein Teil des Problems. *Das eigentlich Problematische ist das konsequente Weitertreiben des Unveränderlichkeitsdenkens auf Glauben, Dogma und Kirche hin* (dazu besonders S. 189 ff.). Und gerade eben folgenswer wird, dass die Ausgangskonstellationen, deren Bedeutung rasch zunahm — verständlicherweise, denn sie waren und sind zunächst einmal Aufgabenstellungen — nicht mehr als das erkannt werden, dass sie nicht mehr als das kenntlich gemacht zu werden vermögen, was sie ursprünglich einmal waren: sie wandern als »feste Bestandteile« in die Traditionsbildung ein, und nur zu bald wird man gar nicht mehr wissen, wie und in welcher Weise sie eigentlich als »relativ« zu gelten haben müssen.

ten: ein Absehen von ihnen wird zum Problem der Aufgabe »wesentlich« christlicher Elemente, wie man meint. — Maas ist es in einem hohen Grad gelungen, in einer auch sprachlich sehr ansprechenden Weise diese Problematik von ihren Gründen her freizulegen. Wieder einmal zeigt sich der heilvoll-unheilvolle Zusammenhang von Theorie und Praxis, wie der Verfasser ihn zu enthüllen vermag. Im Blick auf die Lösungsvorschläge möchten wir besonders die vom Verfasser ins Auge gefassten Konsequenzen für Glaube, Dogma und Kirche unterstützen wissen.

Von einer weiteren Seite wächst uns für eine verantwortungsbewusste theologische Arbeit in der Frage nach »Gott« eine sehr begrüßenswerte Hilfe zu — durch das Werk von J. Hochstaffl, überschrieben »Negative Theologie«. Dass der Patristik schon immer eine bedeutende Rolle in der Theologie zukam, ist absolut nichts Neues. Die Frage war nur, worin diese Rolle bestand, wofür die Patristik eingesetzt oder doch bemüht wurde. Für unseren Autor darf man diese Frage mit freudiger Entschiedenheit äusserst positiv beantworten: er zeigt, dass die theologisch als »gross« zu bezeichnende Zeit des frühen Christentums uns in unserem Bemühen um Glauben und Theologie eine unmittelbare und durchaus sehr kritisch einsetzbare und verwendbare Hilfe — und eigentlich noch mehr als nur das — zu bieten vermag, wenn wir nur in der Lage sind, aus dem sich findenden Material, aus den Fragestellungen und Antwortversuchen das Entsprechende — und nicht etwas anderes — ans Licht zu heben. Es nützte wenig, wenn der wirkliche Wert des theologischen Bemühens jener frühen Zeit den Fachleuten allein bekannt und somit ihnen (weiterhin) vorbehalten bliebe, während schon eine breitere theologische Öffentlichkeit unserer Tage neben einer Anzahl dürrer Zahlen und Fakten nur im Stil hergebrachter Florilegalitäten um »die Väter« wüsste: die Väter als Zeugen für allerlei Spekulationen, für Vorstellungen, zu denen uns so ziemlich jeder Zugang fehlt, als Zeugen für diesen oder jenen später definierten Glaubenssatz und so weiter — von anderem, auch im Blick auf das geschichtliche Auseinander von Christentum und Judentum, gar nicht erst zu reden. Es könnte sein, dass eine neue Beschäftigung mit der frühen christlichen Theologie diese in einem anderen Licht erscheinen liesse, als es das bislang der Fall war. Hochstaffl hat dazu — freilich neben und mit anderen, die hier zu nennen wären — einen denkbar guten Beitrag geleistet. — Als besonders tragfähig erscheint uns die von ihm erhobene und sehr gut ausgewiesene *via negativa*, die sich in dreifacher Weise (als Grundmoment, Vermittlungsmoment und Affirmationsmoment) expliziert und somit anzeigt bzw. ermöglicht, dass Negation eben nicht nur einfach Negation (»und sonst gar nichts«) zu sein braucht. Die Affirmation, »die eben nur im Verweis angezielt werden kann«: genau das scheint uns die Situation zu erfordern — nicht mehr und nicht weniger. Ebenso wichtig scheint uns, dass der Verfasser »die Begriffsgeschichte negativer Theologie als eine Reihenfolge relativer Transzendenz von Verständnissen absoluter Transzendenz« zu fassen und zu verstehen vermag: denn darin offenbart sich unseres Erachtens die entscheidende Möglichkeit, den geschichtlichen Ablauf des theologischen Bemühens in seiner Verschiedenheit und in seiner Ganzheit so zu respektieren — und zwar in allen je möglichen einzelnen Phasen — dass damit der Kontinuität im Geschichtsvollzug (und nicht nur in einer diesen systematisierenden Idee, die sich an der ausweisbaren Wirklichkeit nicht zu bewähren vermöchte) das fällige Genüge getan

wird. Schliesslich sei auf die hohe Bedeutung hingewiesen, welche der dem Verfasser zu dankenden Erörterung um die »Denkformen« zugesprochen werden muss. Auch damit tut sich eine Tür auf — nicht nur für diese, sondern für jede Theologie, die das Angebot zu nutzen weiss.
O. K.

PAUL WINTER: On the Trial of Jesus. Second Edition. Revised and edited by T. A. Burkill and Geza Vermes*. Studia Judaica. Forschungen zur Wissenschaft des Judentums. Hrsg. von E. L. Ehrlich. Band I. Berlin 1974. Verlag Walter de Gruyter. XXIII und 225 Seiten.

Paul Winters Buch über den Prozess Jesu braucht, da es sich längst selbst empfohlen hat, nicht mehr angepriesen zu werden. Fachleute und Kenner besitzen entweder das Werk oder aber sie vermissten es schmerzlich und bedauerten, dass es nicht mehr zu kaufen war. Denn es gehört, wie etwa Leo Baecks Büchlein über die Pharisäer, zur Grundausrüstung auf den Studiertisch zumindest all derer, die von Berufs wegen über die Zeit des Zweiten Tempels und über einen weltgeschichtlich bedeutsam gewordenen Zwischenfall dieser Epoche zu lehren haben und dies nicht aus Vorurteil und Phantasie im Ammenmärchenstile, sondern geschichtsgemäss und verantwortlich tun wollen. Aus den Erzählungen über den Prozess Jesu wurde Gift gesogen und schon in junge Menschen geträufelt, die, geblendet und betäubt, unfähig wurden zum rechten Sehen, Hören, Lesen, Reden, Verhalten, dann die Juden hassten und verfolgten und damit eigentlich aufhörten, Christen zu sein. Wer an dieser für das christlich-jüdische Verhältnis wohl entscheidendsten Stelle nach-, auf-, umarbeiten will, um gegenwärtig und zukünftig richtiger als früher zu denken, zu reden und zu handeln, der kann »am Winter« nicht vorübergehen.

Für viele ist es darum eine gute Nachricht, dass dieses unentbehrliche Standardwerk jetzt wieder zu haben ist. Der Text wurde von den Herausgebern in der Neuauflage gelegentlich verbessert; sie fügten auch besonders gekennzeichnete Anmerkungen zu, arbeiteten vor allem Bemerkungen ein, die der inzwischen verstorbene Paul Winter noch für die zweite Auflage vorbereitet hatte. Eine biographische Bemerkung über den Verfasser, eine Liste seiner wichtigsten Veröffentlichungen, eine weitere mit den wichtigsten Besprechungen der ersten Auflage, eine Bibliographie zum Thema und ein Index zum Buch sind diesmal gewinnbringenderweise dazugekommen.

Wie die Wissenschaft des Judentums im ganzen im deutschen Sprachbereich ihren bedeutsamen Anfang nahm, aber mitsamt ihren Vertretern, die sich vor ihren Verfolgern und Mördern retten konnten, in den englischen und hebräischen Sprachraum auswanderte, so floh der deutschsprachige Paul Winter auf abenteuerlichen Wegen aus der Tschechei über Ungarn, das damals sogenannte Palästina und Nordafrika nach England, wo er durch Handarbeit seinen Lebensunterhalt verdienen musste, um wissenschaftlich arbeiten zu können. Zwei Jahrzehnte lang widmete er sich dem Neuen Testament, hauptsächlich den Passionsberichten: aus tiefer Ehrfurcht vor der Gestalt Jesu, seines grossen leidenden Bruders und aus schwerer Erschütterung über das grandiose Missverständnis seines Leidens und dessen schreckliche Folgen. Von daher ist es wohl zu verstehen, dass er sich der deutschen Sprache verweigerte und sein Buch in Englisch erschien. Es ist den Toten von Auschwitz, Izbica, Maidanek und Treblinka gewidmet, unter denen seine Liebsten, Mutter und Schwe-

* Vgl. zu Auflage 1 (Berlin 1961) in FR XIII (11. 6. 1961) Nr. 50/52, S. 18 ff.